

Wo die Götter Täler drehen

„Nieder mit den Alpen, freie Sicht aufs Mittelmeer!“ – diese ultimative Forderung der politisch bewegten 80er-Jahre wurde mit Sicherheit nicht im Engadin kreiert. Die Berge stehen „da oben“ nicht im Weg, sie behindern weder den Blick in die Ferne noch verdecken sie etwas anderes, das man lieber anschauen möchte. Im Gegenteil: Sie leiten den Blick über eine offene, heitere Seenlandschaft bis an den Horizont zum Ende dieser schönen Welt, dort, wo sich die sanft abfallenden Gebirgsflanken von links und von rechts im weiten Talausschnitt von Maloja treffen. Genau dort, wo die Sonne an den kürzesten Tagen des Jahres untergeht, als ob der liebe Gott das Tal so gedreht hätte, bis es stimmte.

In diesem Hochtal ist alles ein bisschen lieblicher als anderswo – Natur zum Geniessen, zum Fühlen, zum Wohlfühlen. Skifahren, Golfspielen, Kiten, Surfen, Langlaufen, Bergsteigen, Biken, Wandern, Yoga, Lesungen und Konzerte im lichten Bergwald: Die Natur ist im Engadin des Besuchers Freund. Es sind hier nicht die tiefen Täler mit reisenden Gebirgsbächen, eingekieilt zwischen steilen und hohen Gebirgsflanken, es sind nicht die kalten und kargen vom Wind gebeutelten Hochflächen, die Mensch und Tier alles abverlangen, um zu überleben. Keine hoch oben an die Steiflanken geklebten Eis- und Felsmassen bedrohen das Leben auf kleinen Alpweiden an den Terrassenhängen oder im Talgrund. Nein, es ist sozusagen das Schönste und Lieblichste, was ein Gebirge dem zivilisationsgewöhnten Menschen bieten kann. Hier lässt sich aufs Angenehmste – ohne Risiko und Gefahr – die „Kraft der Berge“ spüren.

Wenn man in das Rosegtal hineinwandert oder auf der Diavolezza aus der Bergbahn steigt, sich also sozusagen auf die Schwelle zum Hochgebirge begibt – dorthin, wo gemäss Peter Handke die Erweiterung der Pupillen stattfindet –, so passiert dies nicht etwa, weil man sich einer übermächtigen und erdrückenden Gebirgswelt gegenüber sieht. Im Gegenteil: Auf der Terrasse der Tschierva-Hütte sitzend, scheinbar inmitten des Hochgebirges, umgeben von den Gletschern des Tschierva-Kessels mit der hochalpinen Skyline vom Piz Bernina über Piz Scerscen bis zum Piz Roseg, ist man gleichzeitig geniesender und distanzierter Betrachter. Auch dieses Gipfel-Dreigestirn bildet ein Hufeisen, aber wie weit entfernt ist es doch von dem anderen, dem weltberühmten „Horseshoe“ der drei Himalaya-Riesen Everest-Lhotse-Nuptse! Dort, im Camp II im Tal des Schweigens oberhalb des Khumbu-Eisfalls auf 6400 Metern, sitzt man nicht auf der Tribüne und bewundert, was in sicherer Distanz auf der alpinen Bühne geboten wird. Umgeben von den höchsten Bergen der Welt, die einem mit ihren 2000 Meter hohen, steil in die Unendlichkeit des Himmels aufragenden Wänden schier erdrücken, befindet man sich mittendrin, klein, winzig und schutzlos. Wie viel entspannter fühlt es sich hier an, auf der Sonnenterrasse der SAC-Hütte bei Kaffee, Kuchen und Bier. Das Engadin ist nicht der Himalaya – und nicht Patagonien und nicht die Antarktis –, aber es hat von allen diesen Landschaften sozusagen das Schönste und Angenehmste für sich rausgesucht.

Ich kenne das Engadin seit Langem. Bereits als junger Bergsteiger – bevor ich andere, grössere und wildere Gebirge der Welt kennenlernte – war ich unzählige Male im Berninagebiet und im Bergell unterwegs. Ich habe die meisten in diesem Buch abgebildeten Berge bestiegen. Auf verschiedensten Routen, im Winter, im Sommer, bei unterschiedlichsten Bedingungen, tief verschneit bei stürmischem Wetter oder herrlichem Sonnenschein. Es fühlt sich immer wie ein Nachhausekommen an, wenn nach der Julierpasshöhe, am Ende der langen Geraden, der Piz Bernina mit dem Biancogrät am südlichen Horizont auftaucht. Das bläulich schimmernde Eis in der Westwand verrät hochwinterliche Verhältnisse: kaltes, sprödes Eis, das splittert wie Glas, wenn man versucht, die Eispickel reinzuhauen. Kalt wird es sein dort oben, die Schneefahne am Gipfel

verrät den eisigen Sturm. Ich betrachte Berge reflexartig mit den Augen des Bergsteigers: Eis- und Schneeverhältnisse, Lawinenanrisse, beissender Wind oder wärmende Sonnenstrahlen. Dieselben Augen sehen aber auch die Schönheit der Berge, das tiefe Blau des Silsersees, die goldenen Lärchen und darüber der breite, frisch verschneite und im reinsten Weiss leuchtende Gipfel der Margna.

Doch ich sehe die Welt auch anders, mit anderen Augen, mit den Augen des Fotografen. Das ist ein sehr anderer Blick. Mit diesem, dem anderen Blick habe ich versucht, mich dem Engadin zu nähern. Ich bin dankbar, dass ich dieses Buchprojekt nicht früher angegangen bin, denn die Idee trug ich schon jahrelang mit mir herum. Aber erst in den letzten Jahren habe ich verstanden, dass das Projekt ein grosses Problem in sich birgt: Das Engadin ist eigentlich zu schön, um fotografiert zu werden.

Das Engadin ist ein in Jahrtausenden aus Stein, Luft, Wasser, Eis und Licht geformtes alpines Landschafts-Klischee. Und das wollte ich mit meinen Bildern nicht zeigen. Für mich muss Fotografie über das hinausgehen, was ich sehe, was einfach schön ist, was ich auch mit dem Handy festhalten kann. Fotografie bedeutet für mich, Bilder zu kreieren, die erst entstehen durch mich, durch meine Kamera, durch den von mir festgelegten Ausschnitt und Moment. Bilder, die man meist nicht sieht, wenn man die Welt anschaut. Wie bei einem Gemälde: Segantini blickte über die Staffelei mit der leeren Leinwand in eine Landschaft, in der alles zu sehen war, er blickte in das Alles der Engadiner Bergwelt. Was er sah, war noch kein Bild. Erst als er seinen Blick, seine Entscheidung des Ausschnitts mit Pinsel und Farbe in ein Viereck zwang – für immer sozusagen –, erst dann wurde aus dem Alles ein Bild.

Auf meiner Suche nach Neuem entdeckte ich Neues, das ich längst kannte, aber so nicht wahrgenommen hatte. Die Lärchen zum Beispiel. Nicht die herbstlich goldenen, nein, die nackten, winterlichen Lärchen. Manchmal perfekt symmetrisch, manchmal wunderbar abstrakte Skelette, Grafiken wie mit einem Bleistift skizzierte Skulpturen Giacomettis. Oder die spätsommerlichen Gletscher, die sterbenden. Diese Eismonster sind auch in ihrem unaufhaltsamen Verschwinden wunderschöne Elemente der Hochgebirgslandschaft. Nackt, vom letzten Altschnee befreit, vom starken Regen abgewaschen, erzählen Ogiven und Mittelmoränen vom ständigen Fliesen des Eises, einer vom menschlichen Auge nicht wahrnehmbaren Bewegung. Totes, kaltes Material, das scheinbar doch lebt, das in sich immer in Bewegung ist und das als Gesamtmasse über längere klimatische Zeiträume weiter ins Tal vorstösst oder sich in höhere, kältere Lagen zurückzieht oder sich ganz auflöst. Man möchte sich das sommerliche Berninagebirge nicht ohne Gletscher vorstellen. Aber es wird wohl Realität werden: Auch das ewige Eis ist nicht für ewig. Irgendwann werden die Gletscher zurückkommen, werden das weite Hochtal mit den lieblichen Seen wieder mit ihren eisigen Massen ausfüllen. Wir werden es nicht erleben.

Hatte ich in meinem letzten Buch „No Man's Land“ geschrieben, es seien Bilder, die ich gesehen habe beim Unterwegssein auf diesem Planeten, so zeigt dieses Buch Bilder, die entstanden sind beim Unterwegssein im Engadin. Ich wollte nicht zeigen, wie das Engadin aussieht. Ich habe mir nie überlegt, welche Ansichten ich unbedingt festhalten muss – Sonnenuntergang vom Muottas Muragl, die ersten Sonnenstrahlen am Piz Palü, die blauen Stunden auf dem Tschiervagletscher oder die goldenen Lärchen des Herbstes. Das interessierte mich nicht. Ich wollte Bilder zeigen, die ich entdeckt habe und denen ich erst mit meiner Kamera eine Existenz verlieh. Bilder, die, so hoffe ich zumindest, als Gesamtes die Atmosphäre dieser einmaligen Gebirgslandschaft wiedergeben.

Die Gletscher ziehen sich zurück, die Griffe werden kleiner, die Berge höher – alles ist im Fluss, nichts bleibt, wie es ist. Ich weiss, dass auch die nicht so hohen Gipfel der Bernina für mich irgendwann zu hoch sein werden. Es bleiben die Erinnerung an Erlebtes und die Freude am Schauen und am Bildersuchen.

Robert Bösch, Maloja
Im Februar 2021